DER

BIKINIFISCH

DAS MAGAZIN

No5 Ausgabe Dezember 2016, erscheint mindestens viermal im Jahr in Zusammenarbeit mit dem Bikinifischmuseum Graz, Metahofgasse 17P, 8020 Graz.
INTERNATIONAL ISSN 2414-6218 Jahresabo: 20.- /30.- Euro incl. Versand PREIS: 5.- Euro

DIE KATZE NUMMER VIER (c) Christian „MOTOR“ Polansek 2016

Impressum: Christian „MOTOR“ Polanšek, Metahofgasse 17 P , A – 8020 Graz +43 676 64 051 64, www.kulturinstitut-graz.com, kulturinstitut@gmx.at

INHALT

01 Katze Nummer Vier, Impressum
02 Inhaltsverzeichnis, Editorial
03 Landeshauptmann Hermann Schützenhöfer, Klaus Unterrieder
04 Ingeborg Hiel
05 Ingeborg Hiel, Erwin Michenthaler
06 Andre Hagel
07 Andre Hagel
08 Herbert Flois
09 Sabine Bergmann KulturlotsInnen
10 Adi Traar
11 Adi Traar
12 Adi Traar, Klaus Unterrieder
13 Andre Hagel,
14 Andre Hagel
15 Andre Hagel, Hans Kleinfelder
16 Wolf Rajszar-Kruse
17 Wolf Rajszar-Kruse, Heinz Payer
18 Erwin Michenthaler
19 Erwin Michenthaler
20 Erwin Michenthaler
21 Erwin Michenthaler
22 Tratsch Tritsch
23 Tritsch Tratsch
24 „MOTOR“

EDITORIAL

(c) Christian „MOTOR“ Polansek

Sechsmal ist er nun erschienen, der Bikinifisch. Diese Ausgabe ist die No 5 dieses Jahres. Alles ist in Bewegung, oder auch nicht. Die Verleihung des Literaturnobelpreises an Bob Dylan findet allgemein Zuspruch und Ablehnung. Ist seine Lyrik Literatrur oder ist sie es nicht. Für das Nobelpreiskomitee ist es Literatur.Für den Bikinifisch auch. Tolle Literatur. Weltliteratur. Der Bikinifisch gehört nicht zu den großen Allesbewertern dieser Welt. der Bikinifisch gehört zu den Bewunderern der erfolgreichen Künstler. Toll! Bob Dylan der Bikinifisch gratuliert dir zum Literaturnobelpreis. Wir freuen uns mit dir. Ob du dich über diesen Preis freust wissen wir nicht, da du ja noch keinen Kommentar zu dieser Ehrung abgegeben hast. Wir sind gespannt.

Der Bikinifisch will nicht werten. Der Bikinifisch will Platz zum Enwickeln zur Verfügung stellen. Der Bikinifisch freut sich über jede Einsendung und versucht Möglichkeiten zu schaffen. Sogar dir lieber Bob Dylan würden wir hier erlauben zu schreiben, zu veröffentlichen obwohl du es gewagt hast deine Texte zu singen. Obwohl deine Texte von vielen Künstlern in deren Sprache gesungen wurden und obwohl du so erfolgreich bist. Im Meer, in welchem der Bikinifisch schwimmt, ist für jede und jeden Platz. Solange halt noch genügend freier Platz da ist. Lieber Bob Dylan ruf uns einfach an, oder schick uns einen tollen Text von dir. Wir würden uns sehr freuen.

Christian Polansek (Herausgeber)

HERMANN SCHÜTZENHÖFER
LANDESHAUPTMANN

Sehr geehrter Herr Landeshauptmann! Was hat sich bezüglich Kunst in Ihrem Büro zugetragen? Stichwort Erwin Wurm.

2015 hat Erwin Wurm zugesagt für das Regierungssitzungszimmer einen Wandpullover zu gestalten. Im Frühjahr konnten wir dieses großartige Werk der Öffentlichkeit präsentieren. Ich bin stolz und freue mich, dass wir in unseren Sitzungen dieses beeindruckende Werk von ihm im Blick haben.

Sie waren in Sachen Kunst und Kultur heuer auch im Ausland. Was haben Sie sich angesehen?

In diesem Jahr war ich mit einer Delegation junger Literaten bei der Frankfurter Buchmesse, letztes Jahr mit bildenden Künstlern bei der Biennale in Venedig. Diese Delegationsreisen sind mir sehr wichtig, denn sie bilden eine willkommene Gelegenheit ins Gespräch zu kommen und einen Blick über den Tellerrand zu wagen. Das zeichnet die Steiermark aus.

Was hat der Herr Landeshauptmann im nächsten Jahr mit der Kunst und der Kultur vor? Sind Reisen oder andere Aktivitäten geplant?

Wir werden als Land Steiermark auch in Zukunft die heimische Kunst- und Kulturszene fördern und jungen talentierten Künstlern eine Bühne bieten. Ein Höhepunkt im Kulturjahr 2017 ist aber sicher die große Ausstellung von Erwin Wurm im Kunsthaus in Graz.^

KLAUS UNTERRIEDER
KUNST UND POLITIK

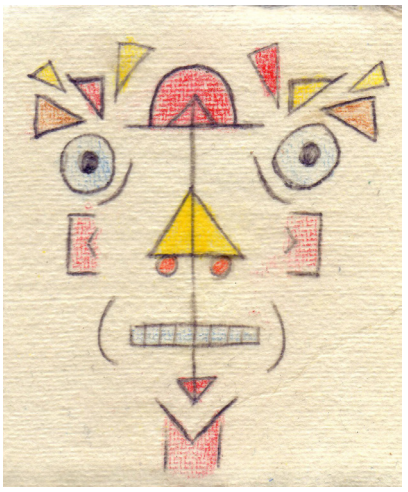
Warum nur, so frage ich mich, fühlen sich Dichter, Schauspieler, Musiker oder Maler immer wieder berufen, öffentlich Statements zur Politik abzugeben? Ist es wirklich notwendig so zu tun, als hätte man den absoluten Überblick über weltpolitische Zusammenhänge, den totalen Durchblick bei CETA und TTIP, man wüsste, wie wir normalen Menschen zu denken und zu leben haben? Warum wissen solche Leute immer zielsicher, welcher Kandidat bei irgendeiner Wahl der bessere wäre, wie man die französische Wirtschaftskrise meistern könnte, wie ein Schulsystem aufgebaut sein müsste, wie die Briten mit der EU weitertun sollten, warum die österreichische Neutralität obsolet und warum die Schweizer Demokratie eh nicht so gut sei? Sie wissen alles in drei Sätzen zu erklären.

Sie können Bücher schreiben, durch Fernsehserien hüpfen, auf dem Klavier spielen oder Bilder malen. Aber sind dies entscheidende Voraussetzungen dafür, den globalen Durchblick zu haben und aufzutreten, als hätte man gerade den Streichkas erfunden und müsse nun das schlichte Publikum an seiner Weisheit teilhaben lassen?

Böse Zungen könnten einwerfen, dass es um etwas anderes gehe, etwa um das Überleben als Künstler. Dieses soll ja nicht zuletzt vom Wohlwollen jener abhängen, die das Steuergeld verwalten, von dem man lebt und die entscheiden, wie oft einer sein Gesicht vor die Fernsehkameras halten darf. Wiegesagt, böse Zungen könnten das behaupten. Faktum ist, dass politische Parteien rund um die Uhr auf der Suche nach Prominenten sind, die sich vor ihren Karren spannen lassen, für welchen gutbezahlten Unsinn auch immer. Faktum ist, dass diese Suche erfolgreich ist.

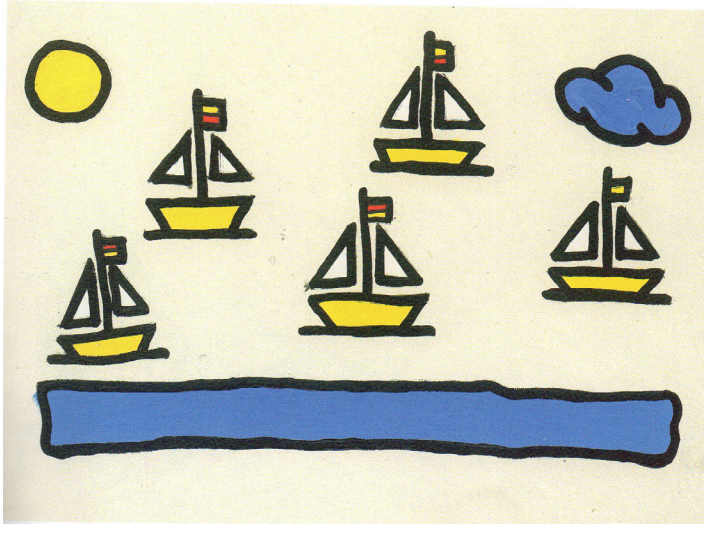
Der britische Komiker Rowan Atkinson hat einmal gesagt: *„Man darf sich als Künstler nicht missbrauchen lassen. Ich verstehe nicht, warum die Künstler, die doch nicht die Kasperln der Welt sind, zu allem und jedem Stellung nehmen sollen, als wären sie einsichtiger und besser als die anderen."*

(Klaus Unterrieder)

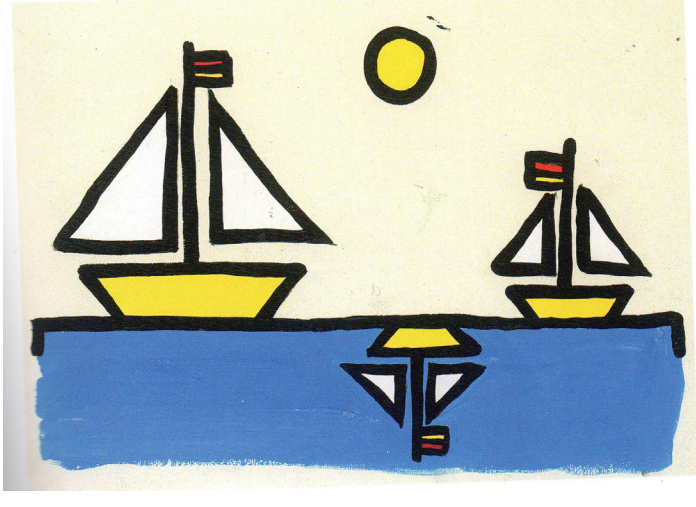


INGEBORG HIEL
H A I K U S

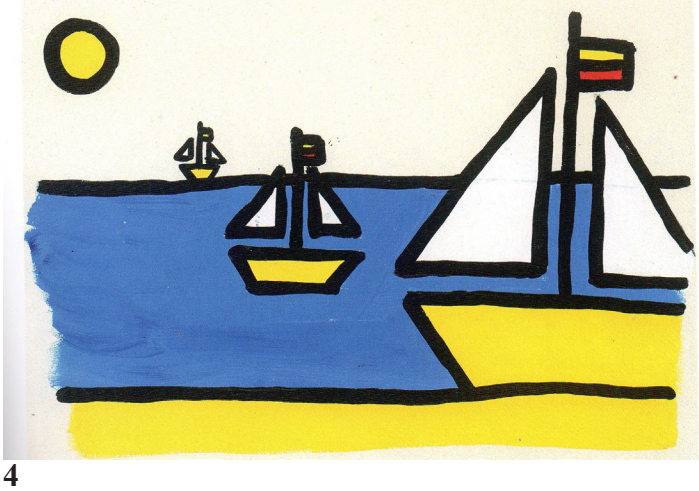
Die Nacht ist zu Ende
Geduld ein zitterndes Blatt
Nebel steigt aufwärts.



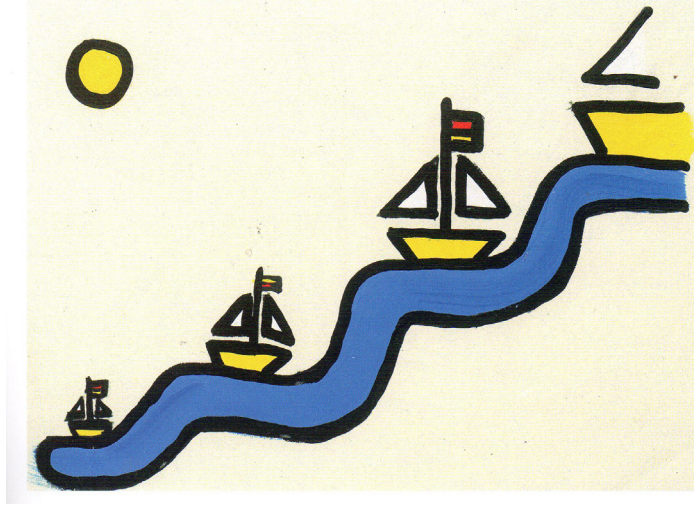
Fenster geschlossen
Irgendwo scheppern Flaschen
Was singt die Amsel.



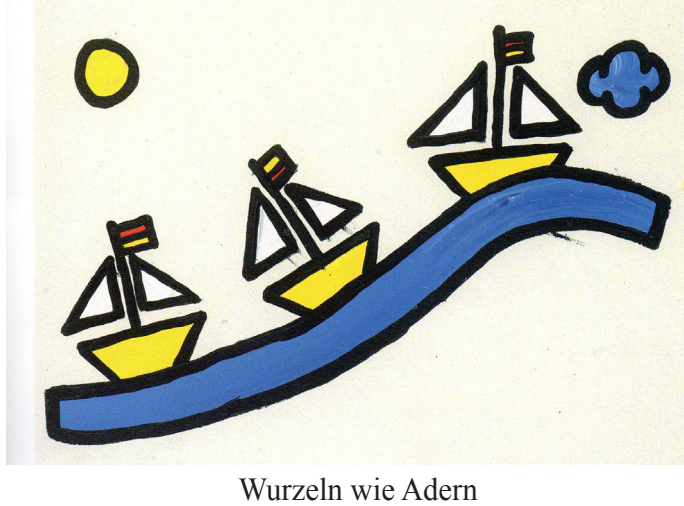
Die Augen suchen
Tanzübungen Schritt für Schritt
Eine Berührung.



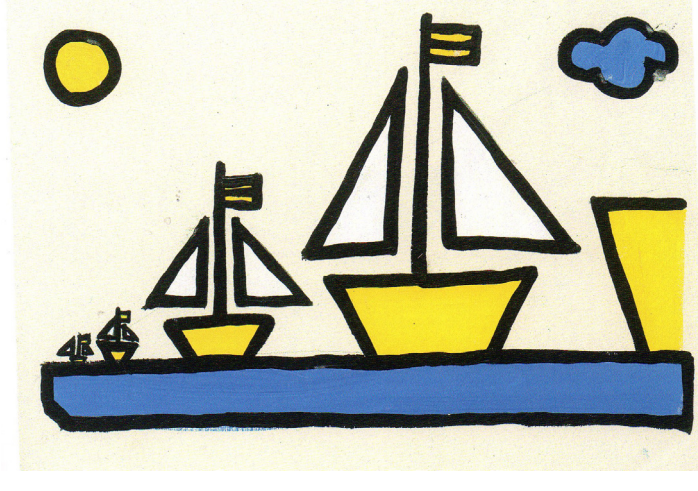
Kalter Steinboden
Westlich verglüht die Sonne
Die Pulse steigen.



Jauchzer erschallen
Die Hände warm wie Herzen
Wacholder duftet.



Wurzeln wie Adern
Konzentrierte Schaltpläne
Die Wiese verdeckt.

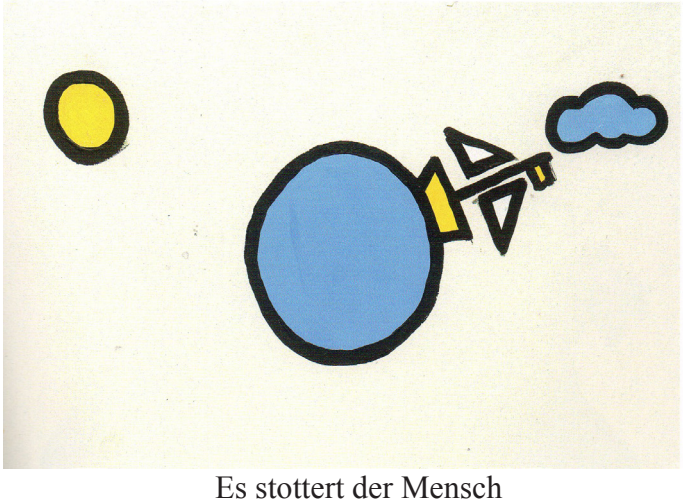


Ahornblatt am Baum
Zehen Finger Mondgesicht
Zwei Kinder lächeln

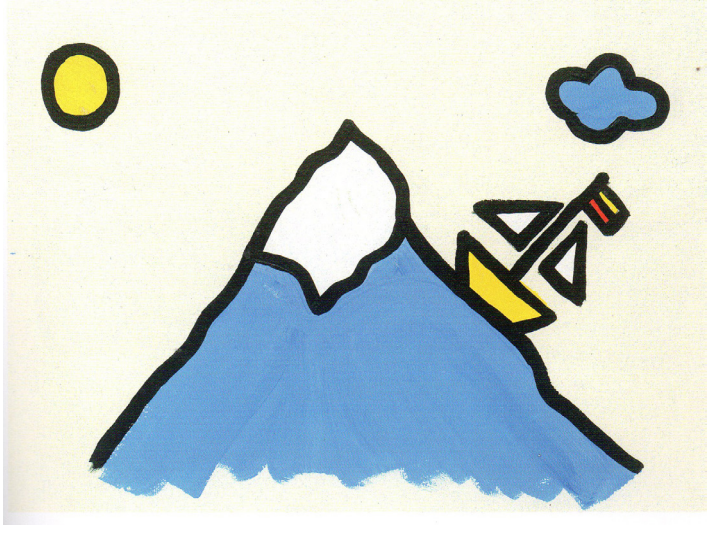
INGEBORG HIEL ERWIN MICHENTHALER

H A I K U S T E X T E

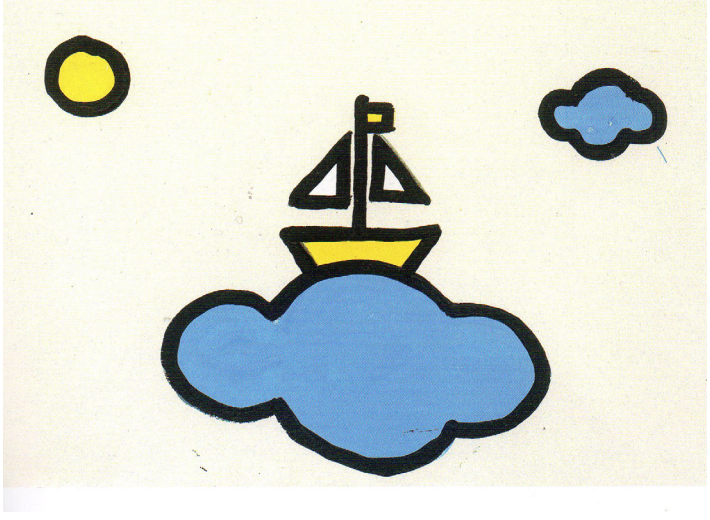
Trübes Wasser stinkt
Von ferne ein heller Schein
Der Salamander laicht.



Es stottert der Mensch
Die hohen Fenster offen
Berühre den Arm.



Es regnet auf Stein
Mein Liebster Weitentfernter
Die Kälte ist rot.



Bilder: (C) Christian „MOTOR“ Polansek 2005

Die Frohbotschaft
An einem fremden Ort, an einem Sonntag, noch im Sommer, stehe ich in kurzer Hose rauchend vor der Tür. Eine ältere Dame mit Kopftuch und Sonnenbrille nähert sich. Ich grüße. Sie nimmt langsam die Sonnenbrille ab und sagt: „Kennen Sie schon die Frohbotschaft?“
„Klar“, sag ich „der Tod ist nicht das Ende“.
Sie schiebt das Kinn ein bisschen nach vor und sagt:„Ich komme aus dem Altersheim da unten.“
„Ah“, sag ich, „und weil heute Sonntag ist, machen Sie ihre Runde und bringen die Frohbotschaft“.
Sie schaut mich von unten bis oben an und setzt langsam ihre Sonnenbrille wieder auf. Dann geht sie. Ich bin mir nicht sicher, ob sie nicht eine andere Frohbotschaft gehabt hätte.

Namenstag
Vor Jahren erzählte mir Mr. Paradieso, dass eine Rosel P. sich aus dem Fenster gestürzt hat. In Wien. Aus dem vierten Stock. Aus Liebeskummer. Und dass man noch monatelang die Abdrücke ihrer Kniescheiben im Asphalt gesehen hat. Wichtiger aber noch wurde mir der Klang des Namens. Rosel. Denke ich an ihn, ergreift er sofort Besitz von mir und gibt Anstoß für neue Namen. Heerscharen von Namen. Und was für welche!
Pressbeuscherl Regina, Baumkotzer Luis, Lufthäuserl Margit, Biertratza Ernst, Krusowetz Anton, Hüftatanz Rudl, Zutzvogerl Irmi, Nurkimol Rosa, Kothschlösserl Josef, Lustrowetz Klara, Nierndl Fritz....
Ein Rätsel ist mir das und bleibt es wohl auch. Doch sehe ich sie alle bildlich vor mir. Irgendwo auf der Landstraße, oder in Wien, am Ring. Na wahrscheinlich wars ja doch wegen der Kniescheiben, schrecklich, findens nicht auch?

Seltsam
Die jungen Linken sagen: Lasst uns möglichst viel Elend importieren, damit unsere alten Lehrbücher wieder stimmen. Die Rechten sagen: gebt uns möglichst rasch die Macht , damit wir unseren Wählern endlich sagen können, dass sie an allem selber Schuld sind, weil sie zu wenig fleißig und tüchtig sind. Die Neos sagen, wir haben von Forrest Trump gehört, wir wollen auch in diesen Dschungel, aber ohne Augustinus und Bauerbund. Einzig die Banken haben was aus ihrer Krisengeschichte gelernt und führen eine Maschinensteuer ein.

Nasenspitze
Wenn auf deiner Liste DENN und ATA steht, du aber im Regal nur BREF siehst und nicht weißt, ob dir das als Ersatz für DENN oder ATA dienen könnte und du von hegelscher Dialektik sowieso gar nichts hältst, dann bist du für einen Augenblick so auf dich selbst zurückgeworfen, dass dir scheint, ein kleiner, rosaroter Buddha würde auf deiner Nasenspitze tanzen.

ANDRE HAGEL
I N T E R V I E W

„Nur kleinliche Geister finden so etwas zweifelhaft“ Hinter das Vordergründige schauen: Interview mit dem Weihnachtsmann

Er ist kein Mensch wie jeder andere. Eigentlich ist er gar kein Mensch. Auch wenn er so aussieht. Was aber genau ist er? Im Exklusivinterview mit BIKINIFISCH packt der Weihnachtsmann mal so richtig aus. Ein Gespräch über das sichtbare Wirkliche, populäre Mißverständnisse, menschliche Wünsche, Schoko-Weihnachtsmänner und Unmögliches.

Im Büro des Weihnachtsmannes. Es ist muckelig warm. Am Kopf des Raumes knistert ein Kaminfeuer. Der Weihnachtsmann hat es sich in einer Sitzecke auf einem roten Sofa aus weichem Plüsch bequem gemacht und bietet dem Besucher Tee mit braunem Kandis an. Das Band startet.

Sind Sie eigentlich wirklich?

Weihnachtsmann: Sehen Sie mich? Oder sehen Sie mich etwa nicht?

Nun ja, ich sehe Sie vor mir sitzen. Aber bekanntlich ist nicht alles, was sich unseren Augen darbietet, real existent.

Weihnachtsmann: Was man sieht, das gibt es auch.

Darüber ließe sich philosophisch zumindest trefflich streiten.

Weihnachtsmann: Ich bin kein Philosoph, sondern Weihnachtsmann. Wollen Sie diese Diskussion mit mir führen, müssen Sie sich schon auf mein Terrain begeben. Wollen Sie aber eine Auseinandersetzung über Ethik oder dergleichen führen, bin ich gerne bereit, mich philosophisch handfester Begrifflichkeiten und Denkschemata zu befleißigen. Aber ich glaube, dafür sitzen wir nicht hier, oder?

Also noch einmal: Sind Sie wirklich?

Weihnachtsmann: ***S***o wirklich, wie Sie mich vor sich sitzen sehen.

Ich frage nur deshalb gleich zu Anfang unseres Gespräches, weil Ihre Existenz weithin als nicht gesichert gilt. Und man will ja wissen, wen man vor sich hat – beziehungsweise, ob man überhaupt jemanden vor sich hat.

Weihnachtsmann: Sie hegen dahingehend Zweifel?

Es heißt, Sie seien einst als Werbegag einer bekannten Brausemarke ersonnen worden.

Weihnachtsmann: Diese Coca-Cola-Geschichte, ja, ich weiß. Das hängt mir bis heute nach. Aber die Sache wird nicht wahrer dadurch, dass sie ständig, wieder und wieder kolportiert wird.

Also ist alles bloß ein Gerücht?

Weihnachtsmann: Sagen wir besser so: Die Geschichte beruht auf einem Mißverständnis. Anfang der 30er Jahre des vergangenen Jahrhunderts lebte in den USA ein aus Norwegen stammender Grafiker namens Haddon Sundblom. Damals stellte man sich in Amerika meine Person mit rotem Mantel, mit Mütze und mit Bart vor. So, wie Sie sich mich heute vorstellen und wie ich vor Ihnen sitze. Haddon Sundblom griff diese Vorstellung auf und zeichnete für Coca-Cola im Rahmen einer Werbekampagne – mich. Und zwar so, wie es dem damals und bis heute gängigen Bild entsprach. Nur: Sundbloms Weihnachtsmann-Kopie bekam das Gesicht eines pensionierten Mitarbeiters der Brausemacher. Ich weiß nicht, ob sich der Rentner hierüber gefreut hat. Wahrscheinlich ist er bis zu seinem Lebensende auf der Straße von Kindern angesprochen und gefragt worden, warum er plötzlich einen Anzug statt den Weihnachtsmannmantel trage. Aber sei’s drum. Jedenfalls hat besagter Haddon Sundblom bis Mitte der 1960er Jahre jedes Jahr für die Colabrauer einen Reklame-Weihnachtsmann gezeichnet. Seitdem schreiben einige mich als Erfindung dem Coca-Cola-Konzern zu. Wie gesagt: ein Mißverständnis. Aber ein hartnäckig sich behauptendes.

Wie stellt sich denn Ihr wirklicher biografischer Werdegang dar?

Weihnachtsmann: Du meine Güte! Wollen Sie wirklich einen lückenlosen Lebenslauf?

Ich bitte darum.

Weihnachtsmann: Dann säßen wir ja noch Weihnachten 2017 hier. Nun, lassen Sie es mich kurz machen: In einschlägigen Lexika und Enzyklopädien finden Sie alle wesentlichen Theorien über mich. Daß ich als Figur an den Heiligen Nikolaus angelehnt sei. Daß meine Wurzeln in einer nordischen Sagengestalt liegen, die irgendwo in Lappland wohnt. Folgt man den Lexika, wird die Sache mit meinem Lebenslauf genauso verzwackt wie die Frage meines Wohnortes: Die Menschen in den Vereinigten Staaten glauben, ich lebe am Nordpol, die Finnen sind der Auffassung, daß ich in Korvatunturi in Lappland wohne, die Dänen wähnen meine Heimat in Grönland und die Schweden in Dalarna.
Nein, junger Mann, so kommen wir nicht weiter. Wesentlich ist in meinen Augen etwas ganz anderes: Ich entstamme den Wünschen der Menschen. Mein Ursprung liegt in ihren Sehnsüchten. Das ist der eigentliche Ort meiner Geburt. Von dorther stamme ich. Der Rest ist Interpretation.

Welche Wünsche und Sehnsüchte der Menschen meinen Sie? Die nach vielen Weihnachtsgeschenken?

ANDRE HAGEL
I N T E R V I E W

Weihnachtsmann: Man sollte die Menschen nicht materialistischer machen, als sie ohnehin schon sind. Natürlich, es gibt auch solche, die sich viele, teure, aufwändige Geschenke zu Weihnachten wünschen und glauben, ich sei der Hauslieferant dafür. Ich glaube aber unbeirrt, daß es vielen Menschen eigentlich um etwas anders geht, wenn sie ihre weihnachtliche Vorstellung von mir entwickeln: Sie suchen Frieden, Geborgenheit, Freundlichkeit, Wärme, Herzlichkeit, mitunter vielleicht auch eine wohlwollende väterliche Strenge. Fragen Sie Kinder, was sie mit dem Weihnachtsmann verbinden! Und deuten Sie die Antworten, die bei Kindern ja meistens etwas mit Geschenken zu tun haben, richtig! Schauen Sie hinter das Vordergründige! Dann besteht die Chance, einen Zipfel der Wahrheit zu erhaschen.

Der Weihnachtsmann lächelt freundlich und gießt seinem Besucher noch einen Tee ein.

Nun ja, zumeist sind es ja auch Kinder, die noch an den Weihnachtsmann glauben. Bei Erwachsenen stellt sich die Sache wohl etwas realistischer dar.

Weihnachtsmann: Wenn Sie nicht an mich glauben würden, würde ich jetzt nicht hier vor Ihnen sitzen und Ihnen ein Interview geben können.

Sie meinen also, daß Sie vor mir sitzen, hat seinen tiefsten Grund in meinem Wunsch, es möge Sie geben?

Weihnachtsmann: Ja, und ich halte das für nichts Schändliches! Ich halte so etwas vielmehr für eine höchst realistische Sache! Mich würde ja interessieren, welcher Wunsch bei Ihnen den Ausschlag zu meinem Hiersein gibt.

Das wird mir jetzt etwas zu persönlich.

Weihnachtsmann: Nun gut, wir müssen das nicht vertiefen. Sie stellen die Fragen – ich antworte.

Vor einigen Jahren wurden wissenschaftliche Anstrengungen unternommen, mit dem Ziel, Ihre Nichtexistenz zu beweisen.

Weihnachtsmann: Sie meinen diese Sache, die als „Weihnachtsmann-Physik“ Furore machte. Ja, das war sehr amüsant. Ich habe herzlich darüber gelacht, vor allem über folgende Theorie: Einige Leute haben ein Rechenmodell aufgestellt, welches besagt, daß ich mit 1040 Sekundenkilometern reisen müsse, um in der Weihnachtsnacht alle Kinder der Welt zu beschenken. Da diese Geschwindigkeit unterhalb der Lichtgeschwindigkeit liegt, wäre das physikalisch im Prinzip möglich. Nach diesem Rechenmodell würde ich allerdings beim Beschleunigen und Abbremsen jedes Mal mit einer Kraft von 20,6 Millionen Newton belastet, was kein bekanntes Lebewesen überleben würde – den Bremsweg und die hierfür in kürzester Zeit nötige Energie mal ganz bei Seite gelassen. Der Fehlschluß aus dieser Fehlrechnung: Ich existiere nicht. Da sage ich nur: Ho ho ho!

Ihre Antwort an die Zweifler?

Weihnachtsmann: Etwas, das seinen Ursprung in den Wünschen der Menschen hat, unterliegt keinen physikalischen Gesetzen. Ich bin nicht einfach nur schnell – ich kann sogar an vielen Orten gleichzeitig sein. Zwei Menschen in Wien und Berlin, die mich am selben Tag zur selben Sekunde vor sich stehen sehen, haben beide Recht: Ich stehe vor ihnen. An zwei Orten. Zur selben Zeit. Nur kleinliche Geister finden so etwas zweifelhaft.

Der Weihnachtsmann lächelt gütig. Irgendwo draußen hört man leises Glöckchenklingeln.

Noch Fragen?

Nur ein paar noch. Was bringt Sie auf die Tanne?

Weihnachtsmann: Wenn Leute Heiligabend mit Eiligabend verwechseln.

Stört Sie der Verzehr von Schokoladen-Weihnachtsmännern?

Weihnachtsmann: Ach, iwo! Mich überkommt dabei keine Kannibalen-Angst. Ich deute das als Zuneigung der Menschen zu mir. Und so werden sie immerhin mit jedem Biß und beim Kauen an mich erinnert.

*Es gibt Menschen, die Ihnen vorhalten, Sie verdrängten immer stärker das vor allem in Süddeutschland und Österreich traditionell verbreitete Christkind. In Österreich hat sich sogar vor J*ahren eine Initiative „Pro Christkind“ gegründet…

Weihnachtsmann: …und in Deutschland ein Verein „Pro Weihnachtsmann“. Ich halte beides für unsinnig. Will man Menschen ihre Vorstellung von etwas, das sie sich wünschen, vorschreiben? Ich bitte Sie. Das Christkind und ich schütteln den Kopf über solche Unartigkeiten. Und zwar synchron.

Letzte Frage: Was vermag der Weihnachtsmann nicht?

Weihnachtsmann: Alles, was wahrlich überirdisch ist. Leider. Bei dem, was ich manchmal zu sehen bekomme, wünsche ich mir mitunter beinahe, ich wäre der Liebe Gott oder wenigsten ein bisschen wie er. Dann könnte ich… Aber schreiben Sie das besser nicht. Das gibt am Ende nur Ärger mit ihm. – Noch Tee?

Interview: André Hagel

HERBERT FLOIS

„Gelbe Form“, 1997 Gips, Karton, Jute, Plakatfarbe, 101 x 19 x 10 cm

„Grüner Spalt“, 2002
Gips, Karton, Jute, Tusche, Plakatfarbe, Acryl
55 x 38 x 16,5 cm

„Rote Kippe“, 2001, Gips, Jute, Karton, Draht, Mullbinden, Tusche, Tempera, Acryl, 47 x 38 x 19 cm

„Kasten“, 2001
Gips, Jute, Karton, Plakatfarbe,
Acryl, Tusche, Dispersion
41 x 29 x 18,5 cm

„Ockerne Kippe“, 2001, Gips, Karton, Jute, Tempera, Tusche, Acryl, 62 x 26 x 10 cm

HERBERT FLOIS

Kultur lots innen

Der VÖGB - Verband Österreichischer Gewerkschaftlicher Bildung betreibt ein Projekt, welches sich KulturlotsInnenen nennt. Was wird mit diesem Unterfangen bezweckt?

Die KulturlotsInnen sind ein Projekt des ÖGB Steiermark gemeinsam mit der IG Kultur Steiermark und der Stadt Graz (Kulturamt). Ziel der KulturlotsInnen ist es, insbesondere ArbeitnehmerInnen das Grazer Kulturprogramm schmackhaft zu machen sowie Facetten unserer Stadt sichtbar zu machen, die oftmals nicht bekannt oder Individualbesuchern nicht zugänglich sind. Dabei achten wir stets darauf, einen besonders bunten Querschnitt der Angebote zusammenzustellen: Unser Programm beinhaltet unterschiedlichste Sparten - von Tanz über Theater bis hin zum Jazz und bildender Kunst. Der Gedanke dahinter ist, Ideen für einen Ausgleich zum Arbeitsalltag zu geben - quasi als Nebenwirkung werden unsere Veranstaltungen oft von KollegInnen besucht, was wiederum zu einem besseren Betriebsklima beiträgt. Seit September 2016 kündigen wir unter dem Titel „1 aus 13“ darüber hinaus monatlich eine Veranstaltung in immer einer anderen Region der Steiermark an.

Welche Künstler werden vom Projekt KulturlosInnn besucht?

Unser Programm setzt sich im Wesentlichen aus zwei Zugängen zusammen: Einerseits organisieren wir selbst Veranstaltungen, wie z. B. Stadtführungen, Ausstellungsrundgänge, Hintergrundgespräche, Meet & Greets, Einführungen etc. Zum anderen bewerben wir bereits bestehende Veranstaltungen, wie z. B. Konzerte, Theaterabende, Lesungen, etc., für die wir mit den Veranstaltern vergünstigte Preise für unsere Teilnehmer aushandeln. Wir versuchen insbesondere, der freien Szene so viel Raum wie möglich einzuräumen. Daneben unterstützen wir Betriebsräte bei der Planung von Betriebsausflügen,arbeiten individuelle Programme aus und organisieren Workshops etc.

Für wen sind die KulturlotsInnen da?

In erster Linie soll unser Programm Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer ansprechen. Dementsprechend erfolgt auch der Großteil der Verteilung - Betriebsräte in der ganzen Steiermark versenden unser Programm intern an die MitarbeiterInnen ihres Unternehmens. Grundsätzlich kann aber jeder und jede an unseren Veranstaltungen teilnehmen, vom Schüler bis zur Pensionistin!

Wie oft im Jahr gibt es von KulturlotsInnen organisierte Veranstaltungen?

Eigens von und für die KulturlotsInnen organisierte Veranstaltungen gibt es mindestens einmal pro Monat. So bieten wir beispielsweise im November eine Stadtführung unter dem Titel „Graz weiblich!“ sowie eine exklusive Ausstellungsführung im Museum im Palais an, im Dezember steht eine Adventführung auf dem Programm.

Sabine Bergmann
Kulturlotsin
VÖGB - Verband Österreichischer
Gewerkschaftlicher Bildung
http://stmk.kulturlotsinnen.at
Mobil: 0043 (0)664 / 6145152
E-Mail: kultur.stmk@oegb.at

Kultur lots innen

ADI TRAAR
DIE GROSSE FREIHEIT

Ehre wem Ehre gebührt, sagt‘s die Bürgervorsteherin und hebt den Zeigefinger, welcher die vor und hinter ihr positio-nierten Zuseher erstarren lässt, weil sie ihn, des Handprofils ansichtig, für einen gestreckten Mittelfinger halten. Dabei ist es längst Allgemeingut, Begriffen wie Ehre, Pflicht oder Gehorsam den Stinkefinger zu deuten. Bald werden sie aus dem Wortschatz gefallen sein. (Das waren einst Moralvorgaben, die glauben machten, sie gereichten jedem Einzelnen zur Ethik; tatsächlich lieferten sie nur den übergeordneten Systemen, Staatengebilden zu.) Trotz widrigen Wetters verschleiert eine Sonnenbrille, untergraben von einer hakigen Nase, das Gesicht der Bürgervorsteherin; was die Brille nicht abzudecken vermag, übernimmt ein blass geflecktes Kopftuch. Blässe und Flecken könnten schlichtweg ihren Wangen entnommen sein. Nervös nestelt sie am Regencape, nestelt an gegen den frischen Wind, der nicht erst heute, sondern seit geraumer Zeit weht, über die Köpfe der Bürger hinweg und besonders auch in diese hinein.
Ehre wem Ehre gebührt, wiederholt‘s die Bürgervorsteherin, wie es dereinst Paulus den Römern hineinsagte, setzt sie‘s fort. Wir haben es hier wieder mit einer beeindruckenden Vita zu tun. Selbstlosigkeit im altruistischen Sinne zu leben, ist das Eine, im Selbst aufzugehen, das Höhere, wer aber erreicht schon in der Selbstlosigkeit eine regelrechte Auflösung seiner Person! Diese Lücke zu füllen, ist unsere Intention, Weisung und Pflicht … Unversehens zerbröckelt der Satz und versiegt unter der Last schlecht gewählter Worte. Um die Situation zu überbrücken, weist sie auf die schlicht gehaltene, bronzene Tafel, die an der Mauer des Gemeinbaus angebracht ist.
Unserer lieben Frau Lisa Lakruse gewidmet, für ein junges Leben in Aufopferung, Selbstlosigkeit und Selbstauflösung – Lisa Lakruse ist das Sinnbild einer Befreiung selbst auferlegter Zwänge, hängt sich ihre Stimme an die fein ziselierte Schrift in Schwarz. Sie neigt das Haupt, die Leute tun es ihr gleich. Sie verfällt in tiefes Schweigen, die Leute verbleiben in so einem. Wir werden nicht ruhen, setzt sie‘s fort, ehe nicht jedes Haus seine Gedenktafel erhalten hat. In unserer Gemeinschaft gibt es viele Menschen wie Lisa Lakruse. Applaus brandet auf, will nicht enden, Wohlwollen, Begeisterung. Mitten hinein Menschfrei-Rufe.
Unweit des Geschehens hat sich eine Schar indignierter Männer zu einer Demonstrationseinheit zusammengefunden: Anachronistische Geschäftemacher in maroden Geschäftemacheruniformen (flatterige Krawatte über zerschlissenem Hemd; Sakko lässt auf unsteten Lebenswandel schließen – Hose auf bisweilen ebenerdige Sitzgelegenheiten; das Gesicht demgegenüber glatt rasiert, den Haaren eine tendenzielle Richtung gegeben). Jemand skandiert in sein Mobiltelefon, mit der Stimmgewalt eines Megafons überspannt die Stimme den Lärm der aufgebrachten Männer. Einige halten Laptops und Tabletcomputer hoch, darauf in großen Lettern ihr Begehr. Bisweilen ergibt sich erst im Verbund mehrerer Computer ein übergeordneter Sinn.
WI auf dem ersten Display, WA auf dem nächsten, dann noch ein WU. Dazu skandieren sie Wirtschaftswachstumswunder her, die Wirtschaft killen ist nicht schwer, WI-WA-WUM, die Wirtschaftskiller gehen um, und dergleichen. Am Rande des Menschengetümmels halten beflissene Ordnungshelfer den Geschäftemachern Bücher entgegen, mit dem Finger auf bestimmte Seiten tippend zitieren sie lautstark daraus: Der leidige Zickzack-Kurs der postpolitischen Periode führte unweigerlich in die desaströse Zwischenphase des Finanzimperiums … hierin verflossen dem Menschen die letzten Reste dessen, was ihn gewisserweise noch adelte … die Haie des Finanzimperiums schlugen ihre Zähne in die Seelen der Menschen … Die Geschäftemacher scheinen von den Bekehrungsversuchen unbeeindruckt, ihre Sprechchöre übertönen die der Ordnungshelfer.
Von der Gedenktafeleinweihung kommend, stößt die Bürgervorsteherin frontal auf den Demonstrationszug. Ohne zu zögern, fädelt sie sich durch den Menschenkolben, im Schauen verschlingt sie die geschichten- und sauerstoffarmen Gesichter. Am Ende des Zugs prallt sie beinahe auf eine durchweg schwarz gekleidete, mit einem Schal vermummte Gestalt; ihre Blicke verhaken sich ineinander anstelle der Körper. Ein bedeutsames Augenzwinkern, das aus dem Dunkel heraus blinkt, löst die Verankerung.

Wir schalten jetzt zur Vorsteherin der Vereinigten Kommunen, der unser Kid-Korr ein paar Fragen stellen wird. Land frei, Frau Kommunal-Vorsteherin, sagt die Fernsehansagerin an und lächelt aus dem Bunt der Kinderhäuschendekoration im Studiohintergrund.
Wieso ist das Begegnungszentrum mitten in die Laichgewässer der Gelbbauchunken gebaut worden? Sie wissen doch, dass die eine Menschenallergie haben, sagt Kid-Korr, seines Zeichen Kinderkorrespondent im kommunalen Fernsehen.
Jaaa, das haaben wir gewuusst, ziert sich die Vorsteherin der Vereinigten Kommunen, um maximale Vokaldehnung bei minimaler Verständlichkeit bemüht. Und anstatt gleich ihren Rücktritt zu verkünden, wozu Volksvorsteher nach den ge-fährlich unbedarften Fragen eines Kid-Korrs immer wieder genötigt werden, schützt sie schnell ein Aber-beim-alternativen-Standplatz-hätte-es-eine-starke-Lärmbelästigigung-für-die-Anrainer-gegeben vor.
Andererseits agierten sie, Frau Vorsteherin, eindeutig im Interesse der MAFEP, der Makler für Ehemalige Parkplatzareale, die sich ihre Flächen tatsächlich noch mit Geld ablösen lassen, moderiert die Fernsehmoderatorin. Ist die MAFEP nicht ein übles Relikt aus Zeiten, in denen das Volk auf der Suche nach seiner Mitte war, sie lange noch nicht gefunden hat? Und in das Schweigen der Bürgervorsteherin hinein: Eben!
NaaNaaNananaa langnast klein Kid-Korr mit beiden Kid-Korrhändchen, die Kid-Korrfingerchen gespreizt, die Lü-gen-haben-lange-Nasen-Nase performativ einsetzend. Es springt hoch, sodass der Sessel krachend nach hinten fällt, packt die Moderatorin bei der Hand, zerrt sie auf eine freie, mit bunten Spots ausgeleuchtete Fläche, wartet bis Musik, ein Xylofon-dominierter Infantil-Rock, einfällt und tanzt los, im Nu auf hoher Drehzahl. Bereitwillig und routiniert fügt die Modera-

torin ihren bebenden Körper bei. Der Abspann jagt über den Bildschirm, mit dem Verschwinden des Senderlogos endet auch die Musik.
Die Bürgervorsteherin schnappt mit den Fingern nach den Tasten der Fernbedingung. Ehe sie die Ein/Aus-Taste orten kann, passiert ihr ein Programmwechsel; eine Dokumentation über jüngst in die Bedeutungslosigkeit und Armut getriebene Lobbyisten. Es gibt keine ausgesprochenen Lobbyistenuniformen, sie sind es gewohnt, fortwährend das Erscheinungsbild zu verändern. In verschieden ausgeführten Anzügen, allesamt das Signum der Straße tragend, rubbeln sie sich über Ölfässern voll von brennendem Hausrat die Hände warm. Ein mit Holzspielereien verschnörkeltes antikes Sofa auf drei Beinen (das vierte lugt noch aus dem Ölfass) protzt im Hintergrund, stilvoll angestrahlt von einer Stehlampe, die aus einer alten Trockenhaube in Pop-Art-Manier gefertigt wurde. Das Stromkabel endet in einem Verteilerstecker, dort sind diverse Mobiltelefone, Laptops und Computertabletts ange-dockt, sie hängen verstreut in einem Gebüsch, dem einzigen auf der Straßengrüninsel; wie die Elektrokerzen eines Weihnachtsbaumes. Von zwei unbefestigten Masten gestützt führt die Stromleitung über die Nebenstraße in die Öffnung eines der ruinenhaften Abbruchhäuser. Mit Blick auf die Straßenkreuzung sitzt ein geknickter Lobbyist am Bordstein, davor ein Einkaufswagen, in dem seine digitalen Helferlein auf der weichen Unterlage von Plastiksäcken gestapelt sind, als käme er gerade vom Elektroladen. Sowie die Kamera näherkommt, versteckt er sein Gesicht hinter einer Zeitung, die sich in großen Lettern als Die Neue Freiheit tituliert. Schauplatzwechsel. Auf einer kümmerlichen Grünfläche unter Starkstrommasten ist eine Unterstandssiedlung von Lobbyisten ausgebreitet. Dämmplatten, PVC-Planen, Pappkartons geben wackelige Kartenhäuschen ab; die sich zwangsläufig daraus ergebenden Lücken sind mit Regenschirmen abgedeckt, auch sie löchrig. Auf dem gesamten Areal ist niemand zu sehen, lediglich ein alter Mann im Pyjama erscheint, kaum ins Bild geglitten huscht er wieder davon. Daraufhin findet die Bürgervorsteherin die Ein/Aus-Taste.
Sie schüttelt den Kopf, was ist das nur für eine Welt; sagt's und geht in die Küche um Wasser aufzustellen. Der Wand-schrank, von oben bis unten bestückt mit Tees, verlangt ihr ein längeres Grübeln ab, sie greift nach einem chinesischen weißen Tee, löffelt ihn ins Netz, hängt dieses in den Teekes-sel. Dann schiebt sie einen Hocker heran, nimmt darauf Platz und inhaliert den weißen Dampf. Die Schwaden verleihen ihrem Gesicht einen matten Glanz, es verliert sich darin. Als der Dampf verfliegt, scheint es, als sammle sich etwas in ihrem Inneren zur Ordnung der Dinge.

*Jedem Lagerdenken ist der Seitenwechsel eingeschrieben. Schreitet jemand nach links, wird es ihn über kurz oder lang nach rechts ziehen, um der bitteren Erkenntnis, man drehe sich im Kreis, zu entgehen. Das ist fraglos eine Illusion, jedwedes endet dort, wo es begann. Beginnt der Tod mit dem Leben oder das Leben mit dem Tod? Allein der Kreislauf des Todes straft Parteilichkeit Lügen.*Es läutet; die Bürgervorsteherin legt das Buch *Die Interregna von Politik und Finanzmacht vor der großen Befreiung* beiseite, springt vom Sofa und eilt zur Tür. Wie ans Türblatt geheftet dreht sich Klein-Kid-Korr, das Politkillerkindchen, in den Vorraum.
Hey, das war Klasse eben, Refina, frohlockt's die Bürgervorsteherin. Wieder eine weniger. So rosaäugig kann gar keine schauen, dass ihr nicht irgendwelche Fehler passieren. Nächste Woche ist die Roider dran, auch so eine Pseu-do-Befreite, Mittige. Bist du nochmals Kid-Korr?

Schon möglich.
Gut, dann werden wir sicher wieder was finden für sie.
Hm. Gleichgültig schlurft Kid-Korr an seiner Mutter vorbei, gibt's was zu essen, will es wissen.
Ja sicher, marinierte Froschschenkel, frisch vom Scheiter-haufen … ich habe gearbeitet, mein Kind.
Ja freilich, so Kid-Korr, als wäre ihm auch das Einerlei. Es fasst in die Jackentasche, fischt einen winzigen Frosch heraus und platziert ihn auf die linke Handfläche. Schau, eine Gelbbauchunke.
Ich dachte, die haben Menschenallergie?
Haben sie ja eh. Refina dreht sich weg, holt mit dem rechten Arm in hohem Bogen aus und klatscht druckvoll auf die ausgestreckte, linke Hand. Erschrocken zuckt ihre Mutter zusammen.
Die Bürgervorsteherin visiert den Selbstbeschenkungsladen an. Wiederum ist sie faktisch inkognito unterwegs, Sonnen-brille, Kopftuch, Regencape, nichts davon legt sie ab, als sie das Gitter des Warmluftgebläses im Eingangsbereich über-setzt und am Cape nestelnd auf die Reisekofferabteilung zusteuert. Sie klappt den erstbesten Koffer auf, einen schwarzen aus Leder, bemisst sein Inneres, nickt anerkennend, schließt ihn und verlässt den Laden dort, wo sie ihn betreten hat. Viel Freude mit dem Koffer, wünscht ihr ein Ladenhelfer quasi als Nachruf. In der Fußgängerstraße herrscht dichter Personenverkehr, ein paar Mal schlägt der Koffer an, einmal geht eine Frau in die Knie, ein andermal rumsen die Schienbeine eines Mannes gegen die Kofferkante, erwidern solcherweise den Stoß und entpressen der Bürgervorsteherin ein empörtes Au. Links vor ihr, außerhalb des Einzugsbereichs des Kampfkoffers, schlägt sich Lisa Lakruse durch den Menschendschungel. Lisa Lakruse, das entschwundene Sinnbild für alles Mögliche. Die Bürgervorsteherin traut ihren Augen nicht, nimmt die Brille ab, wie um sich die Entdeckung zu bestätigen. Dicht an Lisa Lakruses Fersen geheftet sind zwei schwarze Gestalten, die Köpfe bis zur Unkenntlichkeit mit Schals verhangen, gekrönt mit einem Barrett, auf dessen silberner Kokarde ein im Sturzflug befindlicher, greifwütiger Flugsaurier. Der Lederkoffer bahnt sich einen Weg schräg nach vorne, prallt auf schwarz umkleidete Kniekehlen. Der dazugehörige Kopf dreht sich bedächtig in ihre Richtung, bis er Augen freigibt, es sind jene, in welche sie kürzlich auf der Demonstration blickte. Gleich einem der Bremsen und der Herrschaft verlustig gegangenen Bergepanzer kracht der Koffer gegen alles mögliche Gebein. Die Menge macht eine eigene Dynamik, eine, die sie mit

ADI TRAAR
DIE GROSSE FREIHEIT

zieht, sie entkommt ihr nicht, ergibt sich dem Sog, die Leute gehen für sie, gehen sie, existieren sie, wiederum die Leute selbst erfahren eine Wandlung, durchmengen sich, geraten zusehends ins Schwarz, immer mehr, die Farbträgertiere sind Gestalten, jene schwarzen Gestalten, immer mehr davon, die schalvermummten Gesichter, sie entbinden merkenswerte Augen, die bedeutsam zwinkern, sie anzwinkern, sie zwinkern, sie Umschwung leben wollen, der Sog, das Schwarz, der Aufruhr, der Umsturz, und die Bürgervorsteherin ersetzt den Bodenunterihrenfüßen durch das Kofferleder, es ist ganz weich, und als erläge sie einem Himmelsschauspiel, schließt sich das Schwarz über sie.

ADI TRAAR. Kurzbiografie und Veröffentlichungen: *1960 geboren in Graz. Musiker und Autor. Lehrt an der Kunstuni Graz. Im Schreiben noch jung. Literaturpreisträger „Irseer Pegasus“ 2016. Finalist beim 7. Literaturwettbewerb Wartholz 2014. Buchveröffentlichungen: „Der Stab des Dirigenten – Ein Orchesterkrimi“ (Königshausen & Neumann, Würzburg 2011), „Ausgerechnet Kirgistan“ (Edition Karo, Berlin 2011), „Erzähl mir von Ladakh“ (Edition Karo, Berlin 2016), „Norwegen ist ganz schön lang“ (Reihe Wunderfitz, editiert von Klaus Isele, 2016). Seit 2012 verfasst er Kurzprosa, solche erscheint in deutschen, österreichischen und schweizerischen Literaturzeitschriften (Literatur und Kritik, Neue Sirene, Zeno, LICHTUNGEN, Wienzei le, Exot, Landstrich, das Narr, DER BIKINIFISCH).*

KLAUS UNTERRIEDER
WAS IST LITERATUR?

„Aus einer großen Gesellschaft heraus
Ging einst ein stiller Gelehrter nach Haus.
Man fragte: „Wie seid Ihr zufrieden gewesen?“
„Wären’s Bücher gewesen“, sagt er, „ich würd‘ sie nicht lesen.“

Mehr als zweihundert Jahre später fällt mir zu diesem kleinen Gedicht noch ein Satz ein, den Johann Wolfgang von Goethe an seinen malenden Freund und Vertrauten Johann Meyer im Mai 1820 schrieb: „Es wird so entsetzlich viel gedruckt, daß man weder Vernünftiges noch Unvernünftiges hört, was man nicht soeben gelesen hat“, steht da in diesem Brief. Aber wie ist das heute?

Wir kämpfen darum, das gute alte Buch als Kulturgut in eine neue Zeit herüber zu retten. Das ist ein ehrbares und kluges Unterfangen, denn es wäre falsch, das Zepter dauerhafter Ignoranz zu überlassen. Ein Buch zu lesen, kommt einem beschaulichen Ritual gleich. Es trägt uns ein wenig fort von der aufgemotzten Weltmaschinerie mit ihrem unsinnigen Schwall an Informationen. Ein Buch zu lesen ist dem zuträglichen Maß aller Dinge, nämlich der Schrittlänge des Menschen, hilfreich und kann den Kopf nicht nur füllen, sondern auch klären.

Angesichts rund 90.000 jährlicher Neuerscheinungen allein auf dem deutschsprachigen Markt stellt sich aber auch die Frage, was wirklich wert ist, zwischen zwei Buchdeckel gepresst zu werden. Ist das Buch an sich ein besonderer Wert, egal was drinnen steht? Oder bestimmt ausschließlich der Inhalt seine Bedeutung? Wird immer noch zu wenig geschrieben oder längst schon viel zu viel? Warum, so fragte einst Mark Twain pointiert, solle man einen Roman schreiben, wenn man für zwei Dollar an jeder Ecke einen kaufen könne?

Was bedeutet es für eine Gesellschaft, sich ausschließlich an den quartalsmäßig erscheinenden Werbebeilagen der Zeitungen und Magazine zu orientieren, wenn es um den Kauf von Büchern geht? Wie sehr sind Kritiker inzwischen an diese „Orientierungshilfen“ gebunden? Die Frage, ob es noch Leute gibt, die tatsächlich ureigene Gedanken über das Weltgeschehen entwickeln können, drängt sich auf. Gedanken, die nicht dem einen oder anderen Kompendium vorsortierter Sätze entstammen. Schon Lichtenberg hatte die Leser grob in zwei Kategorien geteilt: die einen, die ein Buch lesen, um sich über seinen Inhalt zu echauffieren, die anderen, um sich in ihren eigenen Gedanken zu bestätigen. Jahrhunderte später besteht begründeter Verdacht, dass es die Möglichkeit des eigenen unbeeinflussten Denkens und Lesens gar nicht mehr geben kann, weil das dicht gewordene Leben solches gar nicht mehr zulässt.

Wem wollen wir unser Denken und unsere Entscheidung zu lesen anvertrauen? Beliebig austauschbaren Politikern, von denen wir ohnehin längst erwarten, dass sie die meisten unserer Angelegenheiten regeln? Einer geriatrischen Literaturzeitschriften-Mafia, deren Günstlinge sich als inzestuöse Aktuare gegenseitig Subventionen und Preisgelder zuschieben, die einander im künstlichen Licht wechselseitig applaudieren, weil alles so zwanglos und leichtfüßig daherkommt, dass man beim Lesen gar nicht denken muss, weil da ohnehin nichts ist.

„Wären’s Bücher gewesen, ich würd‘ sie nicht lesen“, ließ Goethe seinem Unmut über eine sinnentleerte Expertengesellschaft freien Lauf. Ein gutes Jahrhundert später kam die Behauptung auf, alles sei Kunst, was jemand als Kunst bezeichnet, und das habe auch für die Literatur zu gelten. Wäre es nicht an der Zeit, wieder einmal die Herausforderung anzunehmen selbst zu entscheiden, welche Literatur man lesen möchte? Ich bin überzeugt davon. Alles andere degradiert den literarischen Künstler zum Objekt der Geschäftemacher, und am Ende steht nur noch eine Aktie in Form eines Buchdeckels. Leute für Literatur begeistern zu wollen ist sinnlos, wenn zwischen den Buchdeckeln bald keine Literatur mehr zu finden ist.

(Klaus Unterrieder)

ANDRE HAGEL
Kuczynskis Katze

Der Kater erwachte aus seinem ausgedehnten Tagesschlaf. Langsam reckte er seinen kräftigen Körper empor, wobei er genüßlich gähnend das Maul aufriß. Ein kurzer, abgebrochener quäkender Laut entrang sich leise dem sichtbar werdenden Abgrund seines Rachens. Nachdem er sich auf der obersten Ebene seines Kratzbaumes buckelnd einmal um die eigene Achse gedreht und dabei den Anschein erweckt hatte, als wollte er dem gerade beendeten Schlaf sogleich eine weitere Ruhepause folgen lassen, streckte er die Vorderbeine, senkte seinen Körper nach vorne und schlug die Krallen der vorderen Tatzen mehrmals in die Stoffbespannung seiner Ruhefläche. Sodann richtete er sich auf und ließ seinen Blick herrschaftlich durch das Zimmer gleiten.
Kuczynskis Augen waren währenddessen vom Fernsehsessel aus diesem Schauspiel unablässig gefolgt. Jede der Bewegungen des Tieres hatte er registriert, keine noch so kleine Sequenz des Spiels der Muskeln unter dem dichten, rötlichen Fell war ihm entgangen. Es war nicht zuletzt die graziöse Lässigkeit, mit der das Tier jetzt dort auf dem Kratzbaum seine nachmittägliche Vorstellung gab, für die Kuczynski diesen Kater haßte. Das Gebaren des Tieres war eine einzige gegen ihn gerichtete Provokation. Sollte ihn spüren lassen, um wieviel wertvoller sich der Kater gegenüber dem Menschen, gegenüber ihm, Kuczynski, erachtete.
Seine Blicke trafen sich mit denen der Katze. Blanke Verachtung sprach aus den Augen des Tieres. Hochmut, mit dem der Kater ihm alltäglich begegnete. Mißgunst darüber, des menschlichen Wesens überhaupt im gleichen Raum ansichtig werden zu müssen. Wie bei den Gegnern eines Duells ruhten die Blicke der beiden aufeinander. Sekundenlang. Bis der Kater, so als wollte er sich in diesem stumm ausgetragenen Machtkampf geschlagen geben, sich abwandte und aus dem großen Wohnzimmerfenster schaute, vor dem gerade eine Schwalbe im Tiefflug entlangzog.

Kuczynski legte die Zeitung, die er die ganze Zeit über umgeschlagen in der Hand gehalten hatte, auf den massiven niedrigen Tisch vor sich, erhob sich schwerfällig aus dem Sessel und schlurfte in die Küche, um sich einen Kaffee zu kochen. Nein, resigniert hatte der Kater nicht, als er seinem Blick ausgewichen war, das wußte Kuczynski nur zu gut. Einen psychologischen Schachzug hatte das Tier getan, um ihn in Sicherheit zu wiegen, ihm das Gefühl zu vermitteln, als Sieger aus der wenige Augenblicke währenden Konfrontation hervorgegangen zu sein. Während er die Kaffeemaschine bediente, das wußte er, sonnte sich das verschlagene Tier, auf dem Kratzbaum thronend, in seinem Triumph über den Menschen. Schließlich war er es gewesen, der das Feld geräumt und sich in die angrenzende Küche zurückgezogen hatte. Vordergründig einer Tasse Kaffee wegen. Aber mußte er nicht zugeben, daß der Raumwechsel in Wirklichkeit das Eingeständnis seiner Kapitulation vor dem rotfellenen Vierbeiner gewesen war? Hatte er nicht dem Kater das Territorium überlassen? Ihn mit seinem Rückzug nicht als wahren und legitimen Herrscher der Wohnung akzeptiert? Kuczynski stieß einen Fluch aus, als er den heißen Kaffee verschüttete und sich dabei die Hand verbrühte.

Vor drei Jahren, kurz vor den Weihnachtstagen, war das Tier seiner Frau zugelaufen, auf dem Weg von ihrer Arbeit im Penny-Markt nach Hause. Am Rande des in der Nachbarschaft liegenden Kinderspielplatzes hatte es gesessen, ausgehungert, einen mitgenommenen und verwahrlosten Eindruck bietend, und Kuczynski hatte nie geglaubt, daß der ohne jede Scheu seiner Frau gefolgte Gast, dessen Geschlecht sie aufgrund einer an ihm bereits vorgenommenen Kastration nicht sofort hatten feststellen können, länger als bis zum Beginn des Frühjahrs bei ihnen bleiben würde. Wahrscheinlich wollte er nur die Wärme der Wohnung genießen, die Freigebigkeit seiner Frau ausnutzen, die ihn abfütterte wie den zurückgekehrten verlorenen Sohn, und sich mit den ersten Strahlen der Frühlingssonne wieder davonmachen. Er ist schließlich ein Straßentier, war Kuczynski nicht müde geworden, seiner Frau gegenüber zu betonen. Selbst dann nicht, als der Frühling längst in einen Bilderbuchsommer übergegangen war und das Tier täglich die Gelegenheit gehabt hätte, die Erdgeschoßwohnung Kuczynskis in einem siebenstöckigen Mietbau über den durch eine ständig offenstehende Tür zugänglichen Balkon zu verlassen. Nie wieder hatte es den Kater nach draußen gezogen, und nach dem zweiten Winter war es auch Kuczynski klargeworden, daß er mit diesem Tier wohl noch sehr lange unter einem Dach würde zusammenleben müssen.

Diese Koexistenz zwischen Invalide und Straßentier war dabei keineswegs eine freiwillige. Zumindest nicht, was Kuczynski anging, der von Anfang an aus seiner Abneigung gegenüber dem vierbeinigen Dauergast kein Hehl gemacht hatte. Er betrachtete das Tier als Eindringling. Nicht nur, daß der Kater geradezu unverschämt die Verwöhnungen genoß, die ihm seine Frau angedeihen ließ. Irgendwann hatte er auch erkannt, daß die Katze ihm seinen Rang in der kleinen Familiengemeinschaft streitig machte. Immer intensiver gestaltete sich das Verhältnis zwischen seiner Frau und dem Tier, und immer stärker nahm der Vierbeiner die Aufmerksamkeit der Frau in Anspruch. Kuczynski fühlte sich vernachlässigt. Und je mehr er sich zurückgesetzt fühlte, umso mehr wurden aus der anfänglichen Ablehnung mißgünstiger Neid und Haß dem Tier gegenüber. Dies war offensichtlich auch dem Kater nicht entgangen. Denn hatte das Tier anfangs noch um seine Freundschaft gebuhlt, so hatte es schnell gelernt, sich auf Distanz zu Kuczynski zu halten.

Und so schlichen sie Tag für Tag umeinander und aneinander her, peinlich darauf bedacht, in keinen direkten Kontakt miteinander zu geraten. Zwei Konkurrenten um die Gunst der Frau, um Zuneigung und Interesse. Kuczynski wußte, daß er in diesem Kampf der Unterlegene war, und es schmerzte ihn, mitansehen zu müssen, wie der Kater jeden Abend seine Frau bei ihrer Rückkehr bereits an der Wohnungstür erwartete und in Empfang nahm, und wie sie es ihrerseits offensichtlich zutiefst genoß, von dem Vierbeiner nach Öffnen der Tür umschnurrt zu werden. Eine Art Liebesspiel, das seine Fortsetzung fand, wenn sie abends im Wohnzimmer beisammen saßen und der Kater von seinem Kratz-

baum aus die Frau zum Zeichen seiner Wohlgesonnenheit anblinzelte. Dieser Kater, so fand Kuczynski, war ein unverschämter Charmeur. Und er beherrschte das Spiel perfekt.

Als er das Wohnzimmer betrat, kam er gerade darüber hinzu, als die Katze mit einem lässigen Schwung auf die untere Ebene ihres Kratzbaumes sprang und sich von dort auf die obere Fläche hangelte. Offensichtlich hatte sie seine Abwesenheit dazu benutzt, sich von ihrem Thron zu bemühen und den Raum zu inspizieren. Hatte sie seinen Sessel ausgekundschaftet? Oder war sie ihm gar unauffällig gefolgt und hatte ihn, ohne daß er dies bemerkt hätte, in der Küche heimlich beobachtet? Dann war sie ohne Zweifel Zeuge seines Mißgeschickes geworden. Kuczynski hielt für einen Moment im Gehen inne und stellte dann die Tasse mit dem Kaffee auf den Wohnzimmertisch, wobei er die dort abgelegte Zeitung mit einer etwas unwirschen Bewegung beiseite schob. Aus den Augenwinkeln beobachtete er den aufrecht sitzenden Kater, der seiner Tätigkeit aufmerksam folgte. Täuschte er sich, oder konnte er tatsächlich erkennen, daß das Tier ihn von seinem Kratzbaum aus höhnisch ansah? Er ging zur Terrassentür, zog den weißen Vorhang beiseite und öffnete die Tür, um die frische Frühlingsluft in den Raum zu lassen. Als Kuczynski hierbei den Kopf wandte und direkt in Richtung des Katers blickte, drehte dieser wie zufällig den Kopf in eine andere Richtung und bemühte sich, den Anschein größter Unbeteiligtheit zu erwecken. Kein Zweifel, dieses Tier hatte ihm hinterherspioniert und gefiel sich nun darin, ihn zum Narren zu halten. Er spürte wieder den Schmerz in der Hand, so als habe das spöttische Spiel des Katers ihm das Malheur in der Küche erst wieder in Erinnerung gerufen.

Elendes Biest, preßte Kuczynski zwischen den Zähnen hervor, was bist du doch für ein elendes Biest. Er fühlte sich durch den Kater gedemütigt, vor dem er nicht nur kapituliert hatte, sondern der sich darüber hinaus zu allem Unglück offensichtlich auch noch an seinen Schmerzen zu weiden schien. Und was das Schlimmste war: Um ihm seine Unterlegenheit vollends vor Augen zu führen, ignorierte ihn das Tier, so als stünde er nicht lediglich einen guten Meter von diesem entfernt! Als sei er für den Kater überhaupt nicht vorhanden!

Das Heben der Hand und der Wutschrei des auf das Tier zustürzenden Kuczynski, das dem erschrockenen Wenden des Katzenkopfes unmittelbar folgende drohende Fauchen des Katers und das erboste Schwingen der Tatze in Richtung des ihn angreifenden Menschen waren eins. Nachdem die Katze den für sie bestimmten Schlag ihrerseits mit einem erbitterten und für Kuczynski äußerst schmerzhaften Schwinger auf die Handinnenfläche pariert hatte, traktierte dieser den Kratzbaum des Tieres mit einem gezielten Fußtritt gegen die Kante der unteren Ebene. Fluchtartig sprang der Kater von seinem Thron, als dieser ins Wanken geriet, und als der Kratzbaum schließlich umgestürzt in der Zimmerecke am Fenster lag, war er längst an den wütend nach ihm tretenden Füßen Kuczynskis vorbei und durch die offenstehende Balkontür ins Freie gerannt.

Allmählich kam er zur Ruhe. Etwas orientierungslos sah er sich im Wohnzimmer um, das für einige Sekunden zum Ort einer kurzen, aber dadurch nicht weniger heftigen Schlacht zwischen ihm und der Katze geworden war. Einer Schlacht, die offenbar diesmal er gewonnen hatte. Sein Blick schweifte von dem umgestürzten Kratzbaum zur Sitzgruppe am Fernseher, von dieser schließlich zur Balkontür. Der Kater hatte tatsächlich die Flucht ergriffen, noch im Umdrehen, um dem Kater einen Tritt zu versetzen, hatte er die im Türrahmen verschwindende Schwanzspitze des Tieres sehen können. Den Bruchteil einer Sekunde später hatte der Kater auf dem Balkongeländer gehockt, geduckt, um von hier aus auf den keine zwei Meter unter ihm liegenden Rasen zu springen und über diesen davonzujagen.

Einige Minuten lang stand Kuczynski noch an der offenstehenden Balkontür. Dann schloß er sie langsam und zog die Vorhänge wieder vor, wobei er einmal tief Luft holte und krächzend hustete. Stille machte sich in dem Raum breit, und Kuczynski schlich lautlos hinüber zu der Ecke, in welcher der umgetretene Kratzbaum des Katers lag. Umständlich beugte er sich zu diesem hinunter und richtete ihn wieder auf. Das gelang ihm nur unter großer Anstrengung. Er hatte das Gefühl, als habe der Kampf mit dem Tier alle seine Kräfte verzehrt, als müsse er jeden Moment vor Erschöpfung umfallen und auf der Stelle einschlafen. Seine Finger strichen versonnen über die Stoffbespannung der Kratzbaumflächen. Kuczynski verspürte das Bedürfnis, sich auszuruhen. Sich zu setzen und in einen sanften, weichen Schlaf hineinzugleiten. Einen Schlaf, der ihm zu einer langersehnten Ruhe verhalf. In dem er still triumphieren konnte und – vergessen.

Mit Mühe bestieg er den Kratzbaum, der unter seinen unsicheren und ungelenken Bewegungen ein weiteres Mal hin und her zu schwanken begann, und ließ sich vor Anstrengung keuchend auf der oberen Sitzfläche nieder. Nachdem er für einen Moment mit einem leichten Schwindelgefühl zu kämpfen gehabt hatte, ließ er seine Augen durch den Raum gleiten. Zum ersten Mal konnte er die Wohnung aus dem Blickwinkel des Katers betrachten. Mehr noch: Nach dessen Flucht hatte er nun seinen Platz eingenommen. Wo vorher die von ihm erfolgreich vertriebene Katze gethront hatte, saß jetzt er! Und er genoß dieses Gefühl des Sieges über alle Maße. Glück und tiefe Zufriedenheit durchströmten ihn, während er bemerkte, daß seine Gelenke immer schwerer wurden und es in seinen Ohren angenehm zu rauschen begann. Ein dichter Nebelschleier bildete sich vor seinen Augen.

Kuczynski bemerkte nicht, daß es draußen bereits zu dämmern begonnen hatte. Die Augen starr in den Raum vor sich gerichtet, hockte er auf seinem Thron auf dem Kratzbaum und genoß das Rauschen in den Ohren und die bleierne Müdigkeit, die auf ihm lastete. Offenen Auges schien er zu schlafen, und so hörte er auch nicht das Drehen des Schlüssels im Schloß der Wohnungstür, das die Rückkehr seiner Frau ankündigte. Er nahm nicht einmal sie selbst wahr, bis sich der Schleier vor

ANDRE HAGEL
Kuczynskis Katze

seinen Augen langsam auflöste und er die Konturen ihres unruhig vor ihm hin und her wackelnden Gesichtes erkannte. Er konnte nicht hören, was sie sprach, wie die Meereswellen lag das Rauschen in seinen Ohren über allem und übertönte jedes andere Geräusch. Unruhe und Sorge waren in ihren Augen zu lesen, doch Kuczynski vermochte sich nicht darüber klar zu werden, ob ihre Besorgnis ihm oder aber dem nicht mehr auffindbaren Kater galt. Es war ihm auch gleich. Es ging ihm gut. Gut wie schon lange nicht mehr. Er wollte einfach bleiben, wo er saß und das Gefühl, das ihn in diesem Augenblick beherrschte, auskosten.

Weder seine Frau – noch die drei weißgekleideten Männer, die irgendwann später zur Tür hereinkamen und den Platz um den Kratzbaum herum mit einer Trage und einem großen Aluminiumkoffer in Beschlag nahmen, sollten ihn hierbei stören. Er genügte nun vollkommen sich selbst, und es beeinträchtigte sein Befinden auch nicht, als, nachdem einer der Männer mehrere Minuten offenbar auf ihn eingeredet hatte, dessen beide Begleiter ihn vorsichtig von seinem Sitz auf dem Kratzbaum hoben und auf die am Boden liegende Trage legten. Eine Wolldecke wurde über seine Beine und die Brust gelegt, Kuczynski spürte die Wärme, die sie ihm gab. Sein Blick blieb an der Zimmerdecke hängen, die, nachdem die Trage angehoben worden war, über ihn hinwegglitt. Ihm war, als bewege nicht er selbst sich, sondern die Decke. Ihre Bewegungen vermischten sich mit dem Rauschen, so daß Kuczynski den Eindruck gewann, das Geräusch werde durch das Vorbeiziehen der Wohnungsdecke vor seinen Augen verursacht.

Ganz in seine Gedanken und Gefühle versunken blieb er. Und so registrierte er auch nicht die rotfellene Katze, die sich in Höhe der Wohnungstür, aus dem Hausflur kommend, unbemerkt an der Gruppe um Kuczynski vorbeistahl und das gerade geräumte Wohnzimmer ansteuerte, um hier schließlich den verwaist stehenden Kratzbaum zu besteigen und sich mit einem leisen Maunzen auf seiner Spitze niederzulassen.

(André Hagel)

HANS KLEINFELDER
WAS HILFT ES?

Hört das Geld auf zu fließen, wenn man dem Fluss seinen Lauf versperrt? Hört das Geld auf zu fließen, wenn man das Geld für den Bau eines Kraftwerkes beim Fenster hinausschüttet? Was hilft es, wenn man Wohnungen baut, und die Meschen können sich diese nicht mehr leisten. Wohin soll man die Geldflüsse lenken. Ist es gut entschieden, wenn man zum Reparieren des Landesbudgets dort kürzt, wo es eigentlich die Schwächsten trifft? Dort, wo man am wenigsten Wiederstand erwartet? Ist das Wohnen den Ärmsten wirklich noch was wert?

Was hilft das neue Kraftwerk mit seinem Strom, wenn man sich die Wohnung für die neuen Steckdosen nicht leisten kann. Was bringt einem die elektrische Waschmaschine für einen Vorteil, das neue Fernsehgerät, der supertolle Kühlschrank, die ultrageile Stereoanlage, der coole Computer und die elgante Heizdecke, der futuristisch aussehende Elektromixer? Welches Glücksgefühl löst die hippe Nachttischlampe aus? Was fange ich mit den Unmengen an elektrischem Strom an, was hilft mir dieser unendliche Fortschritt, dieses ganze Hightechuniversum, das nigelnagelneue Elektroauto? Was hilft mir dieser ganze Plunder, wenn ich mir weder die Garage dafür, noch die dazupassende Wohnung leisten kann? Das Geld fließt den Bach hinunter, aber nicht zu den Menschen. Fortschritt für die einen. Rückschritt für die anderen. Wie soll man den ganzen elektrischen Strom verbrauchen, wenn ihn keiner verwenden kann. Der elektrische Strom fließt nicht richtig, wenn das Geld in die falsche Richtung strömt! *(Hans Kleinfelder)*

WOLF RAJSZAR-KRUSE
70 J A H R E

Sehr geehrter Herr Wolf Rajszar-Kruse! Der Bikinifisch gratuliert Ihnen zu Ihrem siebzigsten Geburtstag. Was ist bisher geschehen? Wie viele Dokumentationen, Spielfilme gibt es bisher von Ihnen?

Während meines Studiums der Theaterwissenschaften und Filmtechnik habe ich 1965 mit 19 Jahren den ersten erfolgreichen und preisgekrönten Kurzfilm „Das neue Lied“ gedreht. In diesem Film traten die damals nur lokal bekannten Musiker wie Schobert & Black, Hannes Wada, Susanne Tremper und Reinhard Mey auf.

Einer der ersten Kino-Kurzfilme in Form von Musikclips. Es folgten einige Filme wie z. B. „Verfolger“ und „Freiheit für Mikis Theodorakis“ (gibt es auch seit 2014 als Hörbuch). Ich arbeitete auch als Dozent an der Münchner Hochschule für Film und Fernsehen und bildete junge Filmemacher aus. In dieser Zeit verwirklichte ich weitere Kurzfilme mit politischem und auch poetischem Inhalt (z.B. „Boxkampf“, „Julia Erinnerungen“ und „Nicht gedacht soll seiner werden“).

Es folgten Aufenthalte im Ausland u.a. in Israel wo ich als Kameramann an dem Spielfilm „Sie sind frei, Dr. Korczak “ mitwirkte. Danach entstand der erste Spielfilm mit Migrations-Hintergrund: „Ali und Helga – Szenen einer Mischehe“, der 1976 auch im ORF ausgestrahlt wurde.

Über die BBC ging ich in den Oman und drehte drei Jahre Dokumentationen und arbeitete als Ausbilder bei Oman Color TV. Meine Trilogie: „Oman – Oase unter dem Schwert“ wurde weltweit ausgestrahlt. Ehrlich gesagt, die Anzahl an Kurzfilmen Dokumentationen wird sicher die Zahl 300 in den letzten 50 Jahre erreichen.

Sie sind ein sehr vielseitiger Mensch. Sie sind nicht nur Filmemacher sondern auch ein gefragter Reporter. Als Kriegsberichterstatter waren sie am Balkan unterwegs. Sind solche Einsätze nicht besonders gefährlich?

Ja, natürlich, ich arbeitete zwischendurch als freier Korrespondent und Berichterstatter (NDR und BR) und engagierte mich in dieser Funktion im Balkankrieg. Die meisten von uns würden sagen, dass es kein Beitrag der Welt wert ist, dafür sein Leben aufs Spiel zu setzten und dann habe ich es doch gemacht. Sicherlich ein Widerspruch aber auch eine große Herausforderung.

Der Beruf ist wichtig und gefährlich, man muss sehr gut vorbereitet sein und versuchen das erhöhte Risiko zu minimieren. In meiner Zeit in Bosnien sind mehr als 40 Korrespondenten und Kameramänner getötet worden und selbst das „Roten Kreuz“ wurde attackiert. Ein Problem war die Logistik, denn das gedrehte Material musste in die Sendeanstalten gelangen, eine Überspielung war oft nicht möglich und trotzdem hat man es immer geschafft, das aktuelle Material über die Luftbrücke nach Deutschland und in die Welt zu bringen.

Zischendurch entstanden Filme wie „Fremdenfeind lichkeit und Rassismus“ als Medienoffensive gegen den neuen Faschismus in Europa. In diesem Projekt sind meine Töchter Kerstin (Politologin) und Nadja (Verlagskauffrau) eingebunden gewesen.

In letzter Zeit machten sie als Verleger auf sich aufmerksam. Mit Ihrem Verlag spezialisierten Sie sich auf das Herausgeben von Drehbüchern.Welche Zielgruppe spricht man mit dieser Produktpalette an?

Ich möchte mit dieser neuen Reihe CINEMATHEK den Filmliebhaber und Filmliebhaberin ansprechen. Diese Bücher stellen eine wertvolle Ergänzung zu der, ohnehin nicht umfangreichen, deutsch-sprachigen Filmbibliothek dar. Die Drehbücher sollen einen Einblick in das künstlerische Schaffen der FilmemacherIn-

nen liefern. Somit werden unbekannte Bücher, die es bisher nicht in die Kinos oder das Fernsehen geschafft haben, eine Würdigung und vielleicht eine Realisierung verschafft. Ältere Filme die heute immer noch gespielt werden, dürfen in der Reihe nicht fehlen, sie sind ein Zeugnis der Filmgeschichte. Ein besonderes Augenmerk lege ich auf neue deutschsprachige Filme, soweit es die Produzenten und Autoren zulassen. Die Filmfreunde und vielleicht auch zukünftige DrehbuchautorInnen werden es allen danken.

Was sind Ihre Pläne für die Zukunft?

Die sind so umfangreich, dass eine Aufzählung dieses Interview sprengen würde. Es steht aber fest, dass ich die Reihe CINEMATHEK im Eigenverlag „edition art & future“ weiter ausbauen will. Die nächste Ausgabe ist dem legendären Grazer Drehbuchautor Carl Maier gewidmet. Filmisch gesehen bereite ich eine 90min Dokumentation „Der Volksbaron“ über das Leben des letzten deutschstämmigen russischen Aristokraten Baron von Falz-Fein aktuell im 105. Lebensjahr vor. Ein besonderes Anliegen ist mir die Eigenständigkeit steirischer Künstler und Künstlerinnen und deren Gleichbehandlung auch in den „Wiener-Gremien“. Wir brauchen in der Steiermark eine fundierte übergreifende Medienausbildung um gemeinsam mit der Filmcommission Graz und den steirischen Medien die Basis für eine solide Ausbildung von technischen- und künstlerischen Mitarbeitern zu schaffen. Das ist eine meiner wichtigsten Visionen.

Ich danke für das Gespräch.

Fotos: art&future, Rajszár

es kommt nun wieder die zeit in der der mann ein update auf seine entwicklung machen kann!!

die 4 phasen der männlichen entwicklung

ERWIN MICHENTHALER
60 JAHRE

Namenstag

Vor Jahren erzählte mir Mr. Paradieso, dass eine Rosel P. sich aus dem Fenster gestürzt hat. In Wien. Aus dem vierten Stock. Aus Liebeskummer. Und dass man noch monatelang die Abdrücke ihrer Kniescheiben im Asphalt gesehen hat. Wichtiger aber noch wurde mir der Klang des Namens. Rosel. Denke ich an ihn, ergreift er sofort Besitz von mir und gibt Anstoß für neue Namen. Heerscharen von Namen. Und was für welche!

Pressbeuscherl Regina, Baumkotzer Luis, Lufthäuserl Margit, Biertratza Ernst, Krusowetz Anton, Hüftatanz Rudl, Zutzvogerl Irmi, Nurkimol Rosa, Kothschlösserl Josef, Lustrowetz Klara, Nierndl Fritz....

Ein Rätsel ist mir das und bleibt es wohl auch. Doch sehe ich sie alle bildlich vor mir. Irgendwo auf der Landstraße, oder in Wien, am Ring. Na wahrscheinlich wars ja doch wegen der Kniescheiben, schrecklich, findens nicht auch?

Der Leiderhaken

Die 7. Kavallerie, Jan Sobieski, oder die linde, sanft säuselnde Luft samt Leonore, kurz Hoffnung auf Rettung von hinter der nächsten Straßenecke, ist tatsächlicher Impuls unserer Angstgier nach Neuem.
Unser ganzes Experimenten- und Explorertum dient letztlich der Rettung unserer Haut vor der finalen Destroyation. (Wortschöpfungen werden uns ganz sicher nicht retten!)

Und weder die Arbeitsteilung, noch die Dampfmaschine, noch PC, Internet und nahende künstliche Intelligenz, werden uns vor der mikrokosmischen Degradierung bewahren.

So wie jede böse Tat (unbewusst) Offenbarung hervorlocken möchte, den Engel, der Abraham in den Arm fällt, so versucht nun die Einforderung von Neuheit die Offenbarung zu ertrotzen. Ich glaube nicht, dass die Obsolettiknabberer vom Festival der unbegrenzten Begriffe das auch so sehen.

Tatsächlich erretten aber kann uns nur die gestoppte Ganzheit des Bildes auf schwimmendem Fundament. Denn nur angesiedelt zwischen dem ersten Licht des Kreissaales und dem Abbild des Mörders im Augenlid, bietet sich die Chance, der rollenden Zeit in die Speichen zu greifen, kurz ans Ufer zu krabbeln aus all den und dem Strudeln, um das Existierende zu befestigen, zu Verknüpfen den Augenblick mit dem Gesetz, das man gibt. Heute ist ja alles gleich Kult, bloß kaum jemand weiß, wie Recht man damit hat, dass alles bloß im Kultischen bleibt.

Daran sollte man denken, wenn wieder ein ausgemergeltes Model seine kleine Faust in die Hüfte der neuen Herbstkollektion stemmt, dass der Ellenbogen so keck sich abwinkelt, so souverän eben. Das ist nämlich der „Leiderhaken“ an der Sache.

Tatort

Tatort schauen wir selbstverständlich auch, Mutter und ich. Ich schau, bis die Leiche da liegt, dann kommt Mutter und ich geh eine rauchen. Um die Zeit ist es natürlich draußen schon finster.

Diesmal aber brennen die Lichter von Streifenwagen, Rettung und Laterne. Und dort, im erleuchteten Zwischenraum, herrscht hellste Aufregung. Erregt fuchteln sieht man da den knieweichen Nachbarn, dunkel wie einen Scherenschnitt und groß und energisch wie Monsieur Hulot.

Nun haben es Polizei und Rettung aber eilig! Schon hat mich der Nachbar und entdeckt. Sofort eilt er herbei. Hängend die Schultern, schwingend die Arme, knieweich der Gang. Direkt aus der Augsburger Puppenkiste oder von Kleists Marionettentheater könnt er so kommen.

„Wann wards ihr das letzte Mal beim Fischteich?“, fragt er mich.
„Wasserleiche?“

„Na, na“ sagt er und stampft mit dem Fuß, „wegen die Zweig. Wann wards zum letzten Mal beim Fischteich?“

Ja, wir haben zwei Spazierrouten, Mutter und ich, und eine führt eben zum Fischteich. Dort starren wir auf die Wasseroberfläche wie Calvin auf den Ozean auf Solaris. Bis ein Fisch hüpft, starren wir da drauf. Aber nicht immer hüpfen die Fische. „Heut wollens aber gar nicht hüpfen“.

Und die Natur rächt sich, wie schon in Angkor Wat. Am Asphalt rächt sie sich und den Gehweg zum Teich hat sie schon bedenklich in Schieflage gebracht. Und mit einem Rollator kann man nicht immer in der Kurve liegen wie beim Sechstagerennen. Außerdem kommen wir bei der Fischteichroute beim immer gleichen Bauern vorbei, der immer und immer wieder alles beim Kartenspielen verloren hat. Nach dem zweiten Weltkrieg. Der ist natürlich schon längst tot , aber seine Geschichte bleibt immer die gleiche. Kaum kommt das Gehöft in Sicht, schaut Mutter auf und ich seh ihn schon vor meinem geistigen Auge, den Bauern, samt seinen Schnapskarten, obwohl ich ihn gar nicht gekannt habe. Manchmal grinst er, manchmal sauft er bloß. Manchmal schaut er mich tückisch an, als wärs ihm gar nicht recht, dass ich weiß, dass er alles durchgebracht hat.
„Also, was ist jetzt mit dem Fischteich?“

„Die Zweig“, sagt der Nachbar, „übern Gehweg hängens.“

Im Gegensatz zu einem Bild, das sich auf einem Blick darbietet, schreibt Lessing, entwickelt sich eine Geschichte in der Zeit. Langsam, Wort für Wort, Satz für Satz, entsteht eine nachvollziehbare Sinneinheit. Und Stanislaw Lem schreibt, dass wir als Zuhörer sofort in eine semantische Alarmbereitschaft versetzt werden, um gleich die winzigsten Bruchstücke zu einem Ganzen weiter denken zu wollen. Und dem Nachbarn kriechen die Würmer besonders langsam aus der Nase.

„Du hast also die Gelegenheit genutzt und den Polizisten erzählt, dass die Zweige über den Gehweg hängen?“.
„Na glaubst ich will mir einen Zeck einfangen?“, sagt der Nachbar.

„Und sie haben zu dir gesagt, dass sie dafür nicht zuständig sind“.

„Genau“, sagt der Nachbar, „zur Gemeinde wolltens mich schicken, die Deppen, aber mich könnens nicht für blöd verkaufen, weil das fällt unter die STVO!“ Mutter sitzt derweil allein vorm Tatort. „Der Tat-

ort heißt heute gar nix“, sagt sie. Von den Zweigen und den Zecken erzähl ich ihr nichts.

Das also ist die eine Tour, die mit dem Fischteich. Die andere Tour führt uns in die obere Siedlung bis zum Telefonhütterl, wo wir die Partezettel lesen. „Irgendwann werd ich da auch draufstehen“, sagt Mutter.

„Irgendwann werden wir beide draufstehen, und dann werden wir einfach weitergehn, wie zwei Apachen, denen der John Wayne die Augen ausgeschossen hat.“ Wir hören beide schlecht. Aber wir erstehen uns. Meistens. So oft wechseln die Partezetteln ja nicht, doch wir schauen sie uns immer sehr genau an. Kurzsichtig sind wir nämlich auch beide. Danach hat unser Weg ein Gefälle und Mutter muss am Rollator die Bremsen ziehen. Da begegnet uns diesmal ein elf-, zwölfjähriges Mädchen. Die quält sich die Steigung herauf und obwohl genug Platz wäre, bremst sie vor uns und sagt: „Ich bin da oben zum Geburtstag eingeladen.“

„Fein“.

Sie lässt uns vorbei, überholt uns dann aber wieder, bremst abermals und sagt: „Zum Kindergeburtstag bin ich eingeladen. Da oben! Ist das nicht schön?“

„Sehr schön“.

Wieder lässt sie uns vorbei und überholt uns dann zum dritten Mal.

„Grade hier“, sagt sie und deutet auf eine Tür „gerade hier bin ich zum Kindergeburtstag eingeladen“. Also hinter der Tür wohnt ein hundertjähriges Ehepaar. Wahrscheinliche beide schon mumifiziert. „Was will sie?“, fragt Mutter.

„Einen Kinderpsychologen“.

„Ich muss jetzt los“, sagt das Mädchen „da oben warten sie sicher schon auf mich“. Jetzt fährt sie tatsächlich den Hügel hoch.

Schon haben wir die kleine Senke beim Einschnitt überwunden. Eine alte Frau erzählt uns, dass sie so klein und schmächtig war und nicht die Kraft hatte Schützengräben auszuheben. Nach dem Krieg ist sie dann mit einem Engländer mit. Aber jetzt ist sie wieder da und optimistisch. Optimistische alte Menschen sind eher selten. Aber hier sitzen auch die Katzen auf den Autodächern.

Weiter oben hat der Herrgottschnitzer seinen Fuß auf eine kleine Mauer gestellt und erklärt einer Frau die Sache mit seinem Fuß.

„Tuns turnen?“, fragt Mutter.

„Ich hab ein Foto von deinem Fuß auf meiner Zigarettenpackung“, sag ich.

Eine Frau winkt uns zu aus einem zweiten Stock. Der Mann, den Mutter als Kind aus der Mur gezogen hat, grüßt freundlich. „Was glaubens, was mir alles erspart geblieben wär, hat er gesagt“, erzählt mir Mutter.

Noch ein Stück weiter, redet der Nachbar auf die zerwutzelten Zwillinge ein.

„Habts eine politische Veranstaltung?“, frag ich.

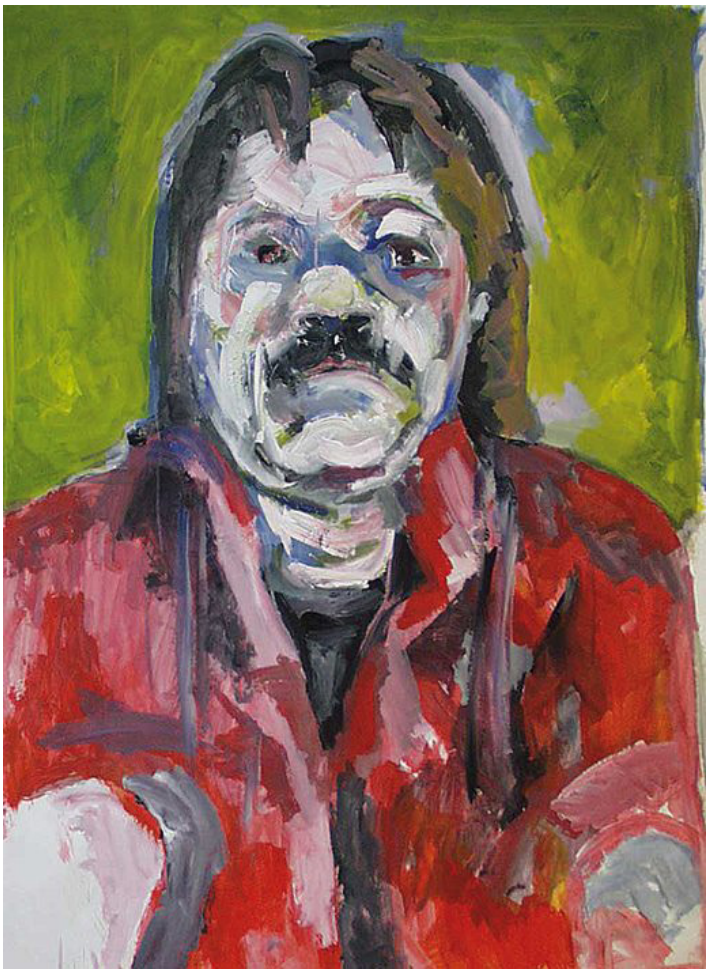
„Ich hab die Lösung“, sagt der Nachbar, „du musst bei der Spülung den Schalter abmontieren und das Zapferl drehn“. Mutter hat ihn um Rat gefragt, hinterrücks. „Und schon simma wieder daheim“, sagt Mutter, „schön wars“.

Zusammengekauert an einer Hausmauer hocken fünf, sechs, dünne kleine Mädchen und schminken sich gegenseitig die Lippen. Einen Buben birnt es mit seinem Fahrrad auf.

Drinnen steht Mutter vorm Fenster und schaut hinaus auf den Garten. Das erinnert an Caspar David Friedrichs Bild, wo der Wanderer von einem Felsen aus auf das Gewölk unter ihm schaut. Romantik pur! Mutter aber hat eine böse rote Nacktschnecke entdeckt. Ich spüre es durch ihren Hinterkopf!

Beim Schneckenmord im Garten werde ich vom Nachbarn beobachtet.

„Nur eine Frage, hast schon das Zapferl...“ Einen Dreck hab ich und einen Dreck werd ich!



Erwin Michenthaler

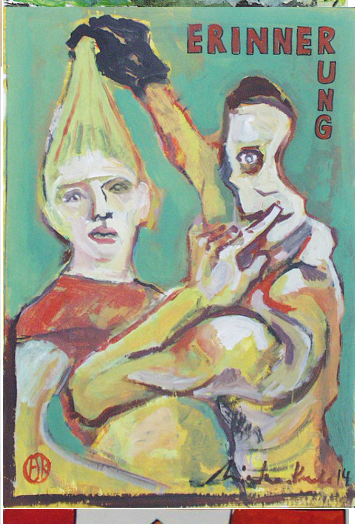
Geboren 1956 in Leoben
Kunstgewerbeschule Graz
(Bildhauerei)

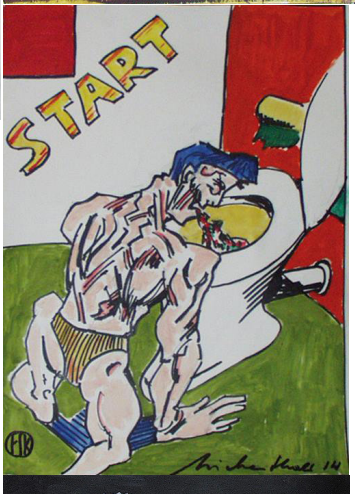
Meisterklasse Bildhauerei
danach freischaffend

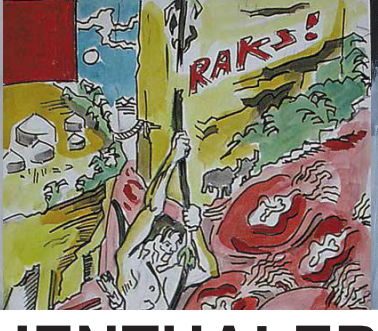
60 JAHRE **ERWIN MICHENTHALER** 60 JAHRE

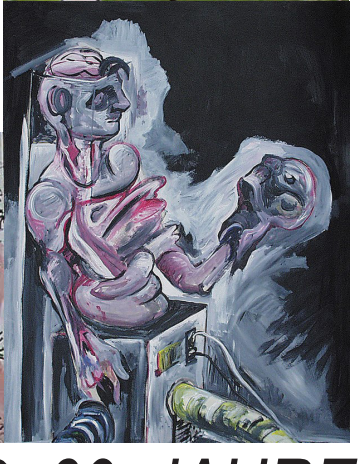
60 JAHRE **ERWIN MICHENTHALER** 60 JAHRE

60 JAHRE **ERWIN MICHENTHALER** 60 JAHRE









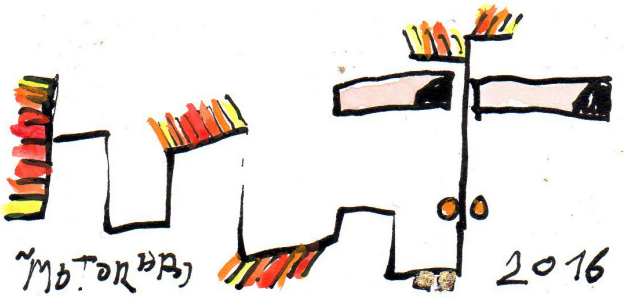
60 JAHRE **ERWIN MICHENTHALER** 60 JAHRE

Egal ob ein Kraftwerk in Graz gebaut wird, das **MURARIUM - DAS MURAQUARIUM** muss her. Das **MURARIUM - DAS MURAQUARIUM** am Grazer Andreas-Hofer-Platz soll ein Aquarium sein, welches mit Murwasser gespeist wird. Alle in der Steiermark lebenden Wasserwesen sollen temporär in den Aquarien des **MURARIUM - DAS MURAQUARIUM** ausgestellt sein. So soll es allen hier lebenden Menschen möglich sein alle heimischen Fische und Wasserlebewesen (Pflanzen und Tiere) kennen zu lernen. F.d.I.v.: Christian Polansek

Wir gratulieren dem Künstlerkollektiv **SIGNA** zur Verleihung des **NESTROY - Der Wiener Theaterpreis 2016** Am Foto: SIGNA - Ensemblemitglieder **KLAUS UNTERRRIEDER** und **STEFFI WIESER** / **Wir Hunde / Us Dogs** von Signa und Arthur Köstler mit nationalen und internationalen Darstellern / Regie: Signa und Arthur Köstler/ Koproduktion mit den Wiener Festwochen / Performance - Installation. Fotocredit: SIGNA/Goldmann

Buchreihe: Bärchen erzählt Opern

Aus die Buchreihe Bärchen erzählt Opern kommt am 15. Oktober 2016 zur diesjährigen Buchmesse ein neuer Band in den Buchhandel. Bärchen erzählt dieses Mal Märchenopern. Dabei sind die Opern Die Kluge von Carl Orff, Die Liebe zu den drei Orangen von Serge Prokoffieff, Die Frau ohne Schatten von Richard Strauss, Hänsel und Gretel von Engelbert Humperdinck, La Cenerentola von Gioacchino Rossini, Tannhäuser von Richard Wagner, Undine von Albert Lortzing und Die Zauberflöte von Wolfgang Amadeus Mozart. http://www.fuhroedart.de/neuerscheinungen/



centro
CAFE-BAR
8570 Voitsberg, Hauptplatz 34

Das Land Steiermark
→ Kultur, Europa, Außenbeziehungen

KASPAR®
KASPAR HARNISCH GMBH
FARBENFACHGESCHÄFT & KÜNSTLERBEDARF
A-8010 GRAZ, GLOCKENSPIELPLATZ 1, TEL.: 0316/83 02 88, FAX: 0316/83 02 88-66, WWW.KASPARHARNISCH.AT
FARBEN KASPAR PINSEL KASPAR BASTEL KASPAR HAUS KASPAR KUNST KASPAR